

Leseprobe aus:

**Petra Schier**


# Die Stadt der Heiligen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

# Prolog

JAKOBSWEG, BEI PAMPLONA  
24. DEZEMBER, ANNO DOMINI 1411

 till und in Gedanken versunken stand Christophorus am Grab seines Freundes. Ein feuchtkalter Wind fegte über den kleinen Bergfriedhof und klappte die Kapuze von Christophorus' Pilgermantel hoch. Mechanisch zog er sie ganz über den Kopf, löste jedoch nicht den Blick von dem mit Steinen umrandeten Grabhügel und dem simplen Holzkreuz.

Aldo Schrenger hatte einen richtigen Leichenstein verdient, nicht dieses windschiefe Ding, auf dem nicht einmal sein Name vermerkt war. Doch er hatte es nicht anders gewollt.

*Kein Aufhebens*, hatte er gesagt, kurz bevor es mit ihm zu Ende gegangen war. *Wem soll ein weiterer Grabstein am Weg des heiligen Jakobus nützen? Doch nur dem Steinmetz, der ihn anfertigt. Kein Aufhebens.*

Christophorus schloss für einen Moment die Augen. Als er sie wieder öffnete, hob er den Kopf ein wenig an und konnte so über den Rand der Friedhofsmauer bis hinüber nach Pamplona sehen.

Sieben Tage waren seit dem Tod seines Freundes verstrichen. Christophorus hatte währenddessen gebetet, getrauert und einem jungen Barbiergesellen namens Artur

zur Flucht aus der Stadt verholpen. Nun wurde es auch für ihn Zeit, weiterzuziehen. Zwar würde er in diesem Winter die Pyrenäen nicht mehr überqueren können, doch er hatte bereits eine Reisegruppe gefunden, der er sich im Frühling anschließen würde.

Sein Ziel war Aachen, die Stadt des heiligen Karl, Aldos Heimat. Die Reisegruppe bestand aus Pilgern und Gauklern sowie einigen Kaufleuten, die allesamt zur Heiltumsfahrt nach Aachen ziehen wollten. Die Pilgerreise dorthin war ein Ereignis, beinahe zu vergleichen mit Santiago de Compostela oder gar dem heiligen Rom. Auch die Tatsache, dass in Aachen die großen Reliquien nur alle sieben Jahre gezeigt wurden, war etwas Besonderes. Jeder gläubige Christ erschauerte schon bei dem bloßen Gedanken an den Anblick der Windeln und des Lendentuchs des Heilands, des Kleides der Gottesmutter Maria oder des Enthauptungstuchs Johannes des Täufers. Tausende und Abertausende Menschen würden im Juli des kommenden Jahres nach Aachen ziehen.

Christophorus wandte sich nun doch vom Grab ab und ging langsam zurück zur Friedhofspforte, vor der er sein Maultier angebunden hatte. Eine solche Menge von Pilgern versprach ein gutes Geschäft für ihn. Den Winter würde er dazu nutzen, seine Vorräte aufzufüllen.

Er wäre auch nach Aachen gezogen, wenn Aldo nicht gestorben wäre. Als Junge von sieben Jahren hatte Christophorus einst mit seinen Eltern die Heiltumsweisung besucht. Die Stadt, die vielen Menschen und die wunderbaren Reliquien hatten ihn so sehr beeindruckt, dass er gelobt hatte, noch einmal in seinem Leben dorthin zu reisen. Dass er nun mit Trauer im Herzen und schlimmen Nachrichten für die Familie seines Freundes im Gepäck nach Aachen gehen musste, änderte nichts daran, dass er

die Stadt nach einigen Wochen als wohlhabender Mann wieder verlassen würde. Dieser Plan würde ihm Antrieb geben.

Sein Schmerz würde vergehen und nach einer Weile nichts als die Erinnerung an eine große Freundschaft bleiben.

Und an das Versprechen.

Christophorus band das Maultier los und führte es langsam den steilen, gewundenen Pfad hinunter zur Straße, die nach Pamplona hineinführte.

Er würde sein Versprechen halten, wenn er auch noch nicht wusste, wie er das bewerkstelligen sollte. Doch er würde es niemals brechen – man konnte über ihn sagen, was man wollte; er, Christophorus, stand zu seinem Wort.

# 1. Kapitel

AACHEN

2. JULI, ANNO DOMINI 1412

**A**francba!» Marysa warf die angefangene Handarbeit zurück in den Korb. «Für diesen Kram habe ich einfach keine Geduld.»

«Was du nicht sagst», schmunzelte ihre Mutter Jolánda und strich die Stickerei auf der Haube, die sie gerade beendet hatte, glatt. «Warum fängst du bloß immer wieder damit an?»

Marysa verzog verärgert das Gesicht. «Weil *er* es so will. Es geht ihm einfach nicht in den Kopf, dass ich kein Talent fürs Sticken und Nähen habe. Viel lieber würde ich die Laute hervorholen. Wie lange habe ich schon nicht mehr gesungen! Weißt du noch, wie wir immer gemeinsam mit Vater musiziert haben?»

Jolánda nickte ruhig. «Wie könnte ich das je vergessen.» Sie streckte die Hand aus und legte sie ihrer Tochter auf den Arm. «Reinold hat dir das Singen doch nicht verboten, oder?»

«Nein.» Marysas Miene hellte sich eine Spur auf. «Nein, das hat er nicht. Jedenfalls nicht direkt. Er mag es nur nicht.»

«Wo ist er hingegangen, sagtest du?» Jolánda legte die Haube zusammen und griff nach einem Paar Strümpfe,

die an den Fersen geflickt werden mussten. Ihre Augen funkelten herausfordernd.

«Auf den Parvisch. Er will mit den Kanonikern einen Vertrag machen, damit er eine der besseren Nischen am Dom für seinen Verkaufsstand während der Heiltumsweisung bekommt. Die Kirmes beginnt in acht Tagen, und die Platzverteilung ist noch immer nicht geregelt. Danach geht er vermutlich noch ins Zunfthaus.»

«Also wird er vor dem Abend nicht zurück sein», schloss Jolánda mit einem Zwinkern. «Warum gehen wir nicht hinaus in den Hof und setzen uns ein wenig in die Laube? Es ist sonnig und warm, und ein wenig Gesang mit Lautenbegleitung wird dort unten doch niemanden stören, oder?»

«Vermutlich nicht.» Ermutigt stand Marysa auf und streckte sich. Ihr Nacken schmerzte nach der Stunde, die sie sich konzentriert über ihre Handarbeit gebeugt hatte. Auch ihre Mutter erhob sich und legte der Tochter einen Arm um die Taille. Die beiden Frauen ähnelten einander sehr. Marysa hatte die grazile Gestalt, das herzförmige Gesicht und die kastanienbraunen Locken ihrer ungarischen Mutter geerbt. Ebenso das kleine Grübchen neben dem linken Mundwinkel und die katzenhaft grünen Augen. Dennoch wirkte Marysa in allem etwas herber und kantiger. Ein Umstand, den sie manchmal bedauerte, der sie jedoch täglich daran erinnerte, dass sie auch ihres Vaters Tochter war.

Gotthold Schrenger, der bekannteste Schreinbauer und Reliquienhändler Aachens, war nun schon seit einem Jahr tot, und noch immer vermisste Marysa ihn schmerzlich. So streng er sich zuweilen auch gegeben hatte, in seinem Haus hatten Lachen, Geselligkeit und Musik das Leben bestimmt. Nun war sie verheiratet mit einem Mann, der all das verabscheute.

Marysa lehnte sich kurz gegen ihre Mutter, dann ging sie zur Tür und rief nach der jungen Magd Imela. «Hol mir die Laute aus meiner Schlafkammer», trug sie ihr auf. «Und bring sie hinunter in den Hof.»

Imela, gerade vierzehn Jahre alt, hellblond und so schmal und schüchtern, dass man sie leicht übersah, nickte eifrig und huschte hinauf ins Obergeschoss.



Mit dem Ärmel seines weißen Dominikanerhabits wischte Christophorus sich über den schweißnassen Nacken. Die Julisonne brannte jetzt, am frühen Nachmittag, unbarmherzig auf die Stadt nieder. An einer Viehtränke am Rand des Marktplatzes blieb er stehen und ließ sein treues Maultier in Ruhe Wasser trinken. Er befand sich nicht allzu weit vom Ordenshaus der Dominikaner in der St. Jakobstraße entfernt und überlegte, ob er sich dort einquartieren sollte. Andererseits lockten ihn der Trubel und das Gewimmel der vielen Menschen in den Straßen und Gassen Aachens. Seit er die Stadt durch das Ponttor betreten hatte, war er nur noch sehr langsam vorangekommen. Obwohl es noch acht Tage bis zum Beginn der Kirmes – des Kirchweihfestes – waren, hatten sich bereits unzählige, ja Tausende Pilger eingefunden. Die Felder und Wiesen vor den Stadttoren und die Vororte hatten sich in ein riesiges Zeltlager verwandelt. Es fehlten nur die Waffen, und man hätte vermuten können, Aachen stände unter einer feindlichen Belagerung.

Innerhalb der Stadtmauern drängten sich die Menschen, es herrschte eine unvorstellbare Enge. Zelte und notdürftige Unterkünfte säumten die Gassen und Straßen beinahe allerorten; die Herbergen waren jetzt schon drei-

oder vierfach belegt. Estella, die kleine Akrobatin aus der Gauklertruppe, mit der er die vergangenen Monate hierhergereist war, hatte ihm erzählt, dass sogar die Krankenhospitäler Schlafplätze bereitstellten und die Nahrungsmittel für die Menschenmassen von weit her aus dem Umland herbeigeschafft werden mussten.

Sosehr er es auch versuchte, er konnte sich nicht mehr erinnern, ob die Stadt bei seinem letzten Besuch vor einundzwanzig Jahren auch so überfüllt gewesen war. Aber als Kind nahm man solche Dinge wohl auch ganz anders wahr.

Christophorus trat beiseite, als zwei Abortkehrer einen vollbeladenen Mistwagen an ihm vorbeischoben, und wäre beinahe über ein umgekipptes Weinfass gestolpert, in dem sich ein junger Mann im Pilgermantel zum Schlafen zusammengerollt hatte. Der Gestank, der dem Mistkarren nachwehte, zerrte an Christophorus' Magen. Nachdem das Maultier seine Nase aus der Tränke gehoben hatte, packte er die Leine fester und ging neugierig auf das imposante Rathaus zu. Einen solchen Bau hatte er selten gesehen. Die hohen Mauern, unterbrochen von unzähligen Fenstern, waren eine eindrucksvolle Zurschaustellung der bürgerlichen Macht und Prunkentfaltung. Doch so mächtig das Rathaus auch wirkte, es stand dennoch im Schatten eines noch viel beeindruckenderen Bauwerks: des Aachener Doms. Jenes Gotteshauses, das schon auf Kaiser Karl den Großen zurückging und in dessen Innerem einige der bedeutendsten und heiligsten Reliquien der Christenheit aufbewahrt wurden.

Christophorus hatte sich bereits vorgenommen, den Dom am folgenden Tag aufzusuchen. Als Ordensbruder würde es ihm kaum Schwierigkeiten bereiten, einen gesonderten Zugang zu erhalten, insbesondere, wenn er eine seiner wertvollen Geleitschriften vorzeigte.



Doch zunächst musste er einen sehr viel schwierigeren und bedrückenderen Gang hinter sich bringen. In der Kockerellstraße, wo Aldos Wohnhaus stand, hatte man ihn auf die Frage nach dessen Mutter oder Schwester zum Büchel geschickt, und der Weg führte ihn direkt über den Marktplatz. Er umrundete Buden, Schragentische und offene Garfeuer, zwischen denen Hausfrauen und Handwerker miteinander feilschten, auf der Suche nach der Einmündung, die ihm der Knecht in der Kockerellstraße umständlich beschrieben hatte.

Als ein dürrer, hochgeschossener und in viel zu großen Kleidern steckender Junge sich an ihm vorbeischieben wollte, hielt Christophorus ihn am Ärmel fest. «He, du! Wo geht es zum Büchel?»

Der Junge blieb stehen und musterte Christophorus neugierig. Dann rümpfte er enttäuscht die Nase. «Ihr seid Dominikaner, wie? Ein Bettelmönch. Dann könnt Ihr mir wohl nix für die Auskunft bezahlen?» Hoffnungsvoll hielt er trotzdem die Handfläche auf.

Christophorus verzog amüsiert die Mundwinkel. «Kommt drauf an, ob du mir die richtige Richtung weist, Junge. Oder kennst du den Weg am Ende gar nicht?»

«Aber sicher weiß ich den Weg zum Büchel», rief der Junge, und seine Stimme kiekste ein wenig. Er befand sich offensichtlich im Stimmbruch. «Ich bin in Aachen geboren und kenne hier jeden Winkel.» Er verbeugte sich leicht. «Milo heiße ich und geleite die Fremden durch die Stadt. Ich weiß, wo die besten Herbergen sind, aber auch, wo man nicht so viel bezahlen muss. Ich kenn die Bader, die Hurenhäuser, die Quellen ... Das Dominikanerkloster ist drüben in der St. Jakobstraße.»

«Das wollte ich aber gar nicht wissen.» Auffordernd blickte Christophorus Milo an.

Dieser nickte. «Folgt mir, ich zeig Euch den Büchel. Zu wem wollt Ihr denn?»

Christophorus ging neben Milo her, der ihn am Markt vorbei zu einer Straße führte, die weniger dicht bebaut war als die Gassen in direkter Nähe des Rathauses und des Doms. «Man sagte mir, dass ich die Witwe Schrenger und ihre Tochter im Haus des Schreinbauers Reinold Markwardt finde.»

«Klar findet Ihr die dort. Die Frau Marysa hat doch letzten November Meister Markwardt geheiratet. Und ihre Mutter besucht sie fast jeden Tag.» Milo grinste. «Ich weiß das, weil mein Freund Jaromir dort Knecht ist. Er erzählt mir immer alles und schenkt mir manchmal ein halbes Brot oder ein Stück kalten Braten. Aber nur, wenn Balbina, die Köchin, es nicht bemerkt. Auch die Frau Marysa ist in Ordnung. Sie hat mir mal einen echten Silberpfennig gegeben, weil ich ihr geholfen habe, ihre Einkäufe zu tragen.» Milo blieb vor einem schmalen, jedoch sehr langgezogenen, einstöckigen Fachwerkhäuschen stehen, dessen Eingangstür kunstvoll mit Schnitzereien verziert war. Über dem Eingang thronte eine Marienstatue aus Messing. «Hier ist es.»

Christophorus musterte das Haus eingehend. Aldos Schwester war also inzwischen verheiratet. Aber das hatte er schon vermutet, als man ihn von ihrem Vaterhaus hierherschickte. «Es scheint, als lebe Frau Marysa in wohlhabenden Umständen», sagte er und kramte aus einer versteckten Geldkatze in seinem Ärmel einen Pfennig hervor.

«Ja doch, die kann sich nicht beklagen.» Milo nickte heftig. «War ja sowieso eine gute Partie, weil ihr Vater, der Meister Schrenger, so ein bekannter Reliquienhändler gewesen ist. Ich glaube, der war richtig reich. Der Meister

Markwardt ist nicht so bekannt. Jaromir sagt, er ist kein guter Kaufmann. Aber wohlhabend ist er allemal. Das Haus ist riesig innen drin, und sie haben sogar einen eigenen Laufbrunnen für Trinkwasser!» Bei dieser Vorstellung verdrehte Milo vielsagend die Augen.

Christophorus drückte ihm das Geldstück in die Hand. «Ich danke dir. Sollte ich wieder einmal einen Fremdenführer benötigen ...»

«Ihr findet mich jeden Tag irgendwo am Markt, es sei denn, ich habe gerade einen Kunden, dem ich die Stadt zeige», erklärte Milo aufgeregt und prüfte den Pfennig, indem er darauf biss. Dann nickte er Christophorus noch einmal zu und machte sich davon.

Christophorus blickte an der ordentlich gekalkten Fassade des Hauses empor und machte dann einen Schritt auf die Haustür zu.

«Kann ich Euch behilflich sein, Bruder?» Auf der rechten Seite bog gerade ein alter Mann um die Hausecke. Sein graues Haar umrandete eine Halbglatze, und über seiner beeindruckenden Hakennase leuchteten zwei aufmerksame blaue Augen. Er trug einen Eimer mit Getreide, also handelte es sich wohl um einen Knecht.

Höflich nickte Christophorus ihm zu. «Ich suche die Witwe Schrenger und ihre Tochter Marysa.»

«Dann seid Ihr hier richtig.» Der Knecht lächelte und entblößte dabei ein unerwartet gesundes und vollständiges Gebiss. «Frau Jolánda und Frau Marysa sitzen hinten in der Laube. Ich kann Euch hinführen, wenn Ihr wollt.»

«Ich bitte darum.» Christophorus folgte dem Knecht um die linke Hausecke zu einem übermannshohen Tor, das wohl in den Hinterhof führte. Der Knecht stieß das Tor auf, wartete, bis Christophorus sein Maultier an einem Pfosten angebunden hatte, und ließ ihn eintreten.

Das Tor zog er sogleich wieder zu. Damit wurde der Lärm der Straße ein wenig abgemildert, und sie konnten nun leise Lautenklänge vernehmen.

«Frau Marysa spielt», sagte der Knecht und blieb stehen. «Das tut sie nicht mehr oft. Ihr solltet warten, bis sie aufhört.»

Christophorus hob überrascht die Brauen und folgte dem Knecht erneut, als dieser sich langsam einer kleinen blumenberankten Laube rechts hinten in dem quadratischen Hof näherte.

Die Lautenklänge wurden deutlicher; er vernahm ein bekanntes Frühlingslied, vorgetragen von einer angenehmen glockenhellen Stimme:

*«Maienzit Ane nit Vröuden git Widerstrit;  
Sin widerkumen kan uns allen helfen.  
Uf dem plan Ane wan Sicht man stan Wolgetan  
Liehtiu bruniu bluemlin biden gelfen;  
Durch das gras sint si schon ufgedrungen.  
Und der walt Manihvalt ungezalt Ist erschalt,  
Daz er wart mit dem nie baz gesungen.»*

Christophorus trat noch einen Schritt vor, sodass er um einen der berankten Pfosten der Laube herumschauen konnte, und erblickte eine junge Frau in einem hellgrünen Kleid, die mit halbgeschlossenen Augen auf einem gepolsterten Hocker saß und beim Singen die Laute schlug. Sie schien ganz in ihrem Gesang aufzugehen und nichts von ihrer Umgebung zu bemerken. Vor ihr auf einer Strohmatten saß ein blasses Mädchen, das einen Schuh polierte und verzückt lauschte.

Er wusste nicht, was er erwartet hatte. Für einen langen Moment ließ Christophorus seinen Blick auf dem Gesicht

der jungen Frau ruhen. Sie war weder besonders hübsch noch hässlich, soweit er das bei dem strengen weißen Gebende und dem Schleier, der ihr Gesicht umrahmte, beurteilen konnte. Doch sie erinnerte ihn sofort an Aldo.

Als Marysa ihr Lied beendet hatte, trat der alte Knecht vor und räusperte sich vernehmlich.

Sie hob den Kopf. «Ja, Grimold, was gibt es?»